

(Nachdruck verboten.)

Unter dem Schutze des Gesetzes.

13] Von Maria Konopnicka.

Mitten in dem Menschenstrom, der aufrecht und sicheren Schrittes, die Straßen mit dem Echo seines lebhaften Treibens füllend, sich munter vorwärts bewegte, huschte die Bretterzähne entlang ein verschwinder, gebückter Schatten, ein Mädchen, das sich ängstlich nach allen Seiten umsah. Es war Hanka. Sie ging rasch und vorsichtig, jedem Stoß ausweichend, sie machte sich so klein als möglich, um nur so viel Raum einzunehmen, als nötig war, die nackten, an Holzschuhen steckenden Beine vor sich zu schieben. Ihre mageren Arme waren hart gegen die Seiten gepreßt, die Hände tief in die Ärmel der von den gekrümmten Schultern herabhängenden Jacke geschoben, ein kleines, graues Tüchlein verdeckte nur ungenügend das dunkle Haar. Es war dasselbe Tuch, in dem Hanka ihre zehn Gulden am Busen aufbewahrte; aber jetzt hatte sie nichts mehr aufzubewahren, der Schatz war dahin und der Austausch von Schuhen in das Reich der unerfüllbaren Träume übergegangen.

Eine Woche war schon vorüber seit ihrer nächtlichen Flucht aus dem Magistratsarrest von Grojec und erst jetzt stahl sich Hanka nach Warschau hinein, unter dem Schutze der Abenddämmerung, in dem Gewühl der aus den Fabriken heimkehrenden Arbeitermassen. Von einem Instinkt geleitet, hatte sie auf der Stelle einen Seitenweg eingeschlagen, der sie weitab von der Hauptstraße führte, und zwar nicht gen Warschau, sondern nach einer seitwärts gelegenen Ortschaft; sie übernachtete im Gebüsch, suchte verborgene Pfade auf und kehrte in die verlassenem Feldschänken nur ein, um sich zu wärmen und Brot zu kaufen. Woher sie den hierzu nötigen Verstand nahm, kam ihr selber wie ein Wunder vor. Das, was sie im Zustande des Fiebers und unter dem Einfluß einer unbestimmten Angst unternommen, weckte in ihr den Geist dumpfer Auflehnung und hartnäckigen Widerstands. Das war ein völlig neues Gefühl in ihr, und es verursachte eine gründliche Umwälzung in ihrer passiven, durch die dreijährige Kerklerhaft vollends eingeschüchterten und beläuteten Natur. Ihre Handlungen und die Thätigkeit ihrer immer noch stumpfen Gedanken waren auch jetzt überwiegend instinktiv. Aber der Instinkt hatte bedeutend an Schärfe gewonnen, seit dem ihm das Bewußtsein aufdämmerte, daß sie einzig auf sich allein rechnen dürfe. Sie schweifte daher nach links und nach rechts, wie ein von der Meute gehegtes Wild. Zweimal packte sie das Fieber und sie mußte in den Torfschneuren liegen bleiben. Hunde zerfetzten ihr die Kleider, Hunger und Strapazen hatten ihr die Säfte aus dem Leib gezogen, aber erst, als die Kräfte sie zu verlassen anfingen, konnte sie einklinken und in großen Vogen sich der Stadt Warschau nähern, stets die Hauptstraße beiseite lassend, und nur deren Richtung genau verfolgend. Warschau erschien ihr als der sicherste Schutzwinkel. Instinktmäßig erriet sie, daß es ihr leichter sein würde, sich in der vollreichen Stadt verborgen zu halten. Sie durchwanderte das eine und das andre Hintergäßchen, sich immer an die Bretterzähne und Mauernwände drängend und im Schatten verschwindend, bis sie endlich bei einem kleinen Pförtchen anlangte, das sie ein wenig öffnete; sie schlüpfte durch den Spalt und stand in einem kleinen Hof, der mit Brettern und Holzklöben angefüllt war. Das Grundstück hatte kein Frontgebäude, aber zu beiden Seiten des Hofes erhoben sich Seitenflügel. Hanka war hier mit der Lage offensichtlich vertraut, denn sie wandte sich nach links, trat in den Hausflur, hinter der schmutzigen, totbedeckten Treppe bückte sie sich nieder und verschwand in einer schwarzen, gähnenden Oeffnung, die nach den Kellerwohnungen führte. Stockfester war es hier, und das Mädchen straukelte einigemal, bald über einen Trog mit Seifenwasser, bald über einen Besen oder Spaten, den der Hausmeister hier hatte stehen lassen. Immer an der Wand entlang schleichend, gelangte Hanka zu der letzten Thüre, auf die durch ein zur Hälfte mit Stroh verstopftes Fensterchen ein wenig Licht von der Straßenlaterne fiel. Hanka stieß die Thüre zurück und

bückte sich nieder, um durch die Oeffnung zu kommen. Zuerst konnte sie nichts wahrnehmen, denn der Raum war ausgefüllt von einem undurchdringlichen Wasserdampf, der aus dem Waschkrog aufstieg, der den Ehrenplatz am Kamin einnahm. Nur das Plätschern des Wassers und ein lautes, schweres Atmen verrieten, daß die Wäscherin, Frau Walentowa, anwesend war.

„Wer da?“ rief es vom Trog her, als die zurückprallende Thüre mit dem Schloß gegen die Wand stieß.

Hanka antwortete nicht sofort. Schwer Atem holend lehnte sie gegen den Thürpfosten. Die Walentowa wuschte sich das Seifenwasser von ihren roten Händen an der feuchten Schürze und trat näher.

„Alle guten Geister! . . . Hanka, das bist Du ja!“ rief sie aus, halb erstaunt, halb erfreut. „Tritt doch von der Thüre weg! So komm doch näher, Hanka!“

Sie schob ein Bündel sämmtlicher Wäsche beiseite und zog das Mädchen mit sich. Hanka ließ alles mit sich geschehen, wie ein Kind. Ein trockner Husten schüttelte ihren ganzen Körper. Die Walentowa drehte sie mit dem Gesicht nach dem Kamin um, auf dem ein Pämpchen mit trübem, flackerndem Licht brannte, und betrachtete sie genau. Dann klatschte sie laut in die Hände.

„Seht mal her, Ihr lieben Leute, was man aus dem Mädchen gemacht hat! . . . Die haben sie ja ausgebleicht, wie auf der Bleiche! . . . Einen Teken haben sie ja aus ihr gemacht! . . . Da, trink ein wenig!“ Sie schöpfte Wasser mit einem Blechgefäß aus der morschen Kanne und reichte es dem Mädchen.

Hanka hatte sich schon etwas beruhigt, trank das Wasser, kühlte der Walentowa die Hand und umschlang ihre Arme. Die Walentowa aber zog sie an ihre breite, schwitzende, nach Seife riechende Brust. Diese Umarmung machte das Herz des Mädchens übervoll. Sie fiel auf einen Stuhl zurück und brach in ein heftiges, lautes Weinen aus. Die Walentowa stand vor ihr und schüttelte den Kopf.

„Haben sie die aber abgeschunden! Daß sie die Pest! . . . Wie kann man einen nur so verelenden lassen! . . . Das Mädchen war wie eine Blume, und jetzt würde niemand einen Blick auf sie werfen! . . . Was willst Du mir beginnen, Hanneken? Hat man Dich endgültig freigelassen, Du armes Ding? . . .“

„Ach, nein! . . . Endgültig! . . .“ brach Hanka endlich das Schweigen, und fing wieder an, heftig zu weinen.

Die Walentowa wurde wüthig.

„Was ist es nur mit Dir, Hanneken? . . .“

„Schlagt mich, tötet mich, aber fragt mich nur nichts,“ antwortete Hanka und in ihrer Stimme zitterte tiefe Verzweiflung. „Nur diese Nacht möcht ich bei Euch verbringen, und dann geschehe schon, was da wolle! . . .“

„Habt Ihr jemals solch ein dummes Ding gesehen, Ihr lieben Leute?“ rief die Walentowa, indem sie sich resolut in die Hüften stemmte. „Was, sind wir etwa nicht Landsleute, daß Du bei mir keinen Beistand finden solltest? War ich nicht die Gebatterin Deines seligen Vaters, der mir noch vier und einen halben Gulden auf Reisespesen nach Czestochowa geliehen hat? Gott hab ihn selig! . . .“

Hanka faßte wieder ihre Hand.

„Seid nur nicht böse, meine liebe, meine goldene Frau Walentowa. Ich werde Euch schon alles erzählen, mir muß ich zuerst diesen Schmerz los werden! . . . liebste Frau! . . .“

Die Wäscherin war begütigt.

„So warte doch, Hanneken,“ sagte sie nach einer Weile der Ueberlegung. „Ich mach mir einen Sprung zum Laden. Die Wäscherei wird der Teufel nicht holen. Ich koche Dir Thee, kaus Semmel, denn Du bist vielleicht gar hungrig, Du armes Geschöpf! . . .“

Sie nahm das Tuch vom Bett, wickelte es sich um den Kopf, suchte noch etwas in der Stube herum und entfernte sich.

Hanka lehnte sich mit den Schultern gegen die feuchte Wand und schloß die Augen. Die Wärme fing an, auf sie zu wirken, ihr bleiches Gesicht bedeckte sich mit Schweißtropfen, die gesenkten Wimpern warfen lange Schatten auf die mageren Wangen, die zerfetzte und verschliffene Jacke hob und senkte sich in unregelmäßigen Bewegungen auf der von dem schwächer

werbenden Schluchzen geschüttelten Brust. Nach einer Weile war sie schon ganz beruhigt, und sie schlief unter der Einwirkung der feuchten Wärme, die die Stube erfüllte, ein.

Inzwischen kam die Valentowa zurück, schürte das ausgehende Feuer am Herd wieder an, stellte einen Topf mit Wasser hinzu, auf den Tisch legte sie ein Stück Rauchfleisch und einige Semmel, dann bückte sie sich wieder über das Feuer, das ihr breites ehrliches Gesicht beleuchtete, und blies aus aller Kraft hinein. Als alles zubereitet war, ging sie auf Hanka zu und blieb zögernd stehen, unschlüssig, ob sie sie wecken sollte oder nicht.

Hanka schlief mit halbgeschlossenen Lidern, ihre Lippen waren schmerzhaft verzogen. Das Leiden hatte ihr Gesicht gleichsam mit einer Maske voll schwerer Schatten überzogen. Im Wachen wurde das jugendliche, aber ausgemergelte Gesicht verunschönt von einem Ausdruck der Stumpfheit und des Entsehens, den ihm die brutalen Schläge des Lebens aufgeprägt hatten. Im Schlafe dagegen trug dieses Gesicht den Stempel ungetheilten Schmerzes und ward dadurch felsen schön.

Als die Valentowa das schlafende Mädchen betrachtete, stand sie unbewußt unter dem Banne eines Zaubers. Sie rang ihre plumpen, rohen Hände, schüttelte den Kopf, und auf die Lippen drängten sich ihr die Worte des Gebets für die Seelen der Abgeschiedenen.

„Heilige Muttergottes! Heilige Mutter der großen Barmherzigkeit! Was haben sie aus ihr gemacht, diese Heiden, daß die Pest sie wegraffe! Das Mädchen war wie eine Rose, wie ein Reh, und jetzt würde sie der eigne Vater ja nicht erkennen. . . Ein Vogel möchte ja über sie weinen! Bleich ist sie, als müßte man sie sofort in den Sarg legen! . . . O je, zugerichtet haben sie diese Heiden, zugerichtet! Daß Gott sie strafe! Piff!“ rief sie plötzlich der grauen Katze zu, die, von dem Geruch des Rauchfleisches herbeigeloht, vom Kamin heruntersprang, sich fugelrund machte, die Haare auf dem Rücken emporstreifte, miauend die Schnauze an dem Kleide ihrer Herrin rieb und so einen Anteil an den auf dem Tische liegenden Lederbissen forderte: „Fort von hier, du böses Vieh, fort! . . . Daß dich . . .!“

Am nächsten Tage wurde beschlossen, daß das Mädchen so lange bei der Valentowa bleiben sollte, bis es gänzlich wieder zu sich gekommen sein würde.

„Was? Ist sie etwa nicht eine Angehörige von mir? Giebt's in der Stube keine Arbeit? Wenn auch nur um Wasser zu bringen und das Essen zu kochen, so wird das Mädchen schon von Nutzen sein. Und dann ist's ja einem bange, daß man niemand hat, zu dem man den Mund aufmachen könnte, daß man zwischen diesen vier Wänden dahinlebt, einsam wie ein Pfahl. . . Wenn eine Krankheit über einen käme, niemand wäre da, um einem einen Schluck Wasser zu reichen. Freilich, das arme Mädchen ist ausgerutscht, was wahr ist, ist wahr, dafür wird sie schon der Herr Jesus richten. Aber sie hat doch nicht aus Muthwillen angefangen, sondern nur verleitet von dieser dummen Viehschaft. Das weiß ja ein jeder, wenn ein Kerl sich darauf verlegt, kann er die Brabste in die Hölle verführen. . .“

Der Entschluß, den Frau Valentowa nach dieser gründlichen Ueberlegung gefaßt hatte, stand unerschütterlich fest. Das Mädchen ließ sie nicht fort und damit basta. Hanka sah mit einer gewissen Angst der Hoffnung eines neuen ruhigen Lebens entgegen. Sie traute dem Schicksal nicht. Die ersten Tage verjah sie die Ordnung in der Stube unter fortwährender Angst, bald argwöhnisch nach der Thür, bald zum Fensterlein blickend. Erst am dritten Tage wurde sie etwas beruhigt und fing an, sich an die neue Lage zu gewöhnen. Zu der Valentowa sagte sie „Tante“, sie streichelte liebevoll die graue Katze, und huschte leise im Zimmer umher, freudig aufatmend, und von ihrem Gesicht schien die fahle Farbe vor einem aus dem Innern kommenden Licht zu weichen. Nur in den Augen waren noch die früheren düsteren Schatten geblieben, wie die Nebel, die sich noch im Walde verbergen, wenn die ganze Gegend schon vom Licht überflutet ist.

Am vierten Tage sahen die beiden Frauen in der Mittagsstunde bei der Schlüssel, als die Thür knarrte und der Hausmeister hereintrat. Der Löffel entfiel der Hand des Mädchens.

„Guten Morgen!“

„Guten Morgen. Was giebt's denn Neues, Herr Hausmeister?“

„Ich meine betreffs der Meldung. . .“

„Was für eine Meldung? Hab ich mich denn nicht gemeldet? Hab ich vielleicht keinen Aufenthaltsschein genommen?“

„Ich mein auch gar nicht Euch,“ versetzte der Hausmeister gelassen. „Ich meine nur dieses Fräulein da.“

Die Wäckerin wurde ungehalten. Hanka fing an heftig zu zittern.

„Nun, was ist denn dabei? Auch dieses Fräulein wird eine Meldung haben, und auch einen Aufenthaltsschein wird sie haben. Was denkt Ihr Euch, Herr Hausmeister, daß die eine solche Dame ist, wie die andern da drüben in jenem Flügel? Bei mir kommen gottlob solche Dinge nicht vor.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Südafrikanischen Ströme.

Im südafrikanischen Kriege spielen auch die Flüsse eine ganz besondere Rolle, und es haben die Engländer hier weit mehr denn in andern Ländern mit deren Eigenart zu rechnen. Mit wenig Ausnahmen durchziehen die größeren Ströme höhengig und wild zerflossene Gebirgssteile, die bei den meisten Flüssen Stromschnellen und gewaltige Abstürze hervorrufen. Die Ufer sind vielfach sehr steil, das Bett daher ein enges und tiefes. Dieses fällt sich oft im Laufe weniger Stunden durch ablaufendes Regenwasser des Innenlandes zur vollständigen Höhe der Uferwände. Mit gewaltigem Losen brast plötzlich das Wasser wie eine Sturmflut heran, alles mit sich reisend, und das Passieren einer unbekanntem Furt mit dem landesüblichen Ochsenwagen, dem 12—16 Tiere zu je zweien vorgespannt sind, ist oft mit Lebensgefahr und Verlust der gesamten ausgeführten Habe verbunden. An Kennzeichen, die ein Umeingeweihter gar nicht bemerkt, erkennen die Boeren, ob sie es wagen dürfen, mit ihrem Fuhrwerk oder zu Pferde den Flußlauf zu passieren. Die Wasserhöhe an bemosten Steinen im Flußbett oder an Baumstümpfen, die aus dem Wasser hervorragen, dienen ihnen als Richtschnur. Wehe dem, der mitten im Flusse fest sitzen bleibt! Verschonen ihn auch die oft heranbrausenden schmutzigen Wassermassen, so peinigen ihn und sein erschöpftes Vieh die zu Tausenden sich einfindenden nimmerfatten Mositos. Mit Weulen über und über versehen, geht man aus einem solchen, meistens nächtlichen Kampfe hervor.

Durch das reißende Ausströmen der Wasser bilden sich infolge des Gegenpralls des Seewassers an den Ausflüssen Sandbänke, die stetig ihre Lage, Höhe und Tiefe ändern und Schiffe von größerem Tiefgang die Einfahrt verwehren. Es giebt Flüsse, die in der trockenen Zeit vollständig ohne Wasser sind, dennoch wird der Einheimische in solchen Terrains nie verdursten, denn an dem Spritzen mehrerer schnelligewächse und Gräser kann man die Stellen erkennen, unter welchen nach einigem Graben Wasser sicher zu finden ist. Ein Hottentot trankte einst mich und mein fast zusammenbrechendes Pferd, indem er einen langen Stock an einer von ihm ausgesuchten Stelle in die Erde stieß und durch Mitteln und kreisförmigen Bewegungen eine sich stets erweiternde, trichterförmige Oeffnung schuf, die sich bald mit der kostbaren Flüssigkeit füllte. Nur in den größten Flüssen findet man während des ganzen Jahres Wasser und in diesen auch nur oftmals stellenweise. So haben wir im Westen den Cunene mit verschiedenen Katarakten, der die Grenze von Deutsch-Südwest-Afrika gegen das nördlich gelegene, portugiesische Angolagebiet abschließt und über dessen Ursprung die Nachrichten auseinandergehen. Man vermutet, daß er mit dem östlich gelegenen Olavango und Tonklesuß in unterirdischer Verbindung steht, welche letztere ihren Ausfluß aus dem Agantsee nehmen.

Den südlichen Teil der deutschen Besizung begrenzt der Orange River oder Gariep, der, wie die erstgenannten, von Osten nach Westen fließend, sich in den Atlantischen Ocean ergießt. Mit flachen Booten kann man diesen Fluß auf weite Strecken befahren, doch wird eine Einfahrt von der See für tiefergehende Schiffe nur zu er-möglichen sein, wenn zwei Wellenbrecher, rechts und links vom Ausfluß, geschaffen werden. Vollständig erforscht ist der untere Flußlauf immer noch nicht und Traders, d. h. Handelsleute, welche in diesem Gebiet reisten, behaupten, seine Uferwände zeigen Spuren von Kohlen und Eisen, sie wollen auch den typischen „blauen Grund“ der Diamantfelder an einigen Stellen entdeckt haben. In ihr ergießt sich der in letzter Zeit oft genannte Vaal River, welcher zum Teil die Südgrenze Transvaals bildet und in der Geschichte des Boerentums eine bedeutende Rolle spielt. Ebenso wie der Orange River nimmt er eine Reihe kleinerer Flüsse auf, die zum Teil äußerst fischreich sind. Das Gefäll des Vaal ist ziemlich steil, das Bett größtenteils schieferartiges Gestein, an manchen Punkten ganz glatt und eben, hin und wieder auch sehr ausgedehnt in der Breite und oberhalb Kimberleys lieferte sein Bett seiner Zeit die wertvollsten und schönsten Diamanten.

Die Flußläufe sind in der Regel schon von weitem zu erkennen, da ihre Ufer fast durchgängig mit prachtvollem Baum- und Pflanzenwuchs bestanden sind. Der hervorragendste der Nebenflüsse des

Baal ist der Mooi River. Von geringerer Bedeutung ist der südliche gelegene der westlichen Flüsse, der Nilfants River, welcher seinen Namen durch die Elefantenjagden erhielt, die früher an seinen Ufern abgehalten wurden. Eine mit vielen Kosten erbaute eiserne Brücke über diesen Fluß wurde von den reichenden Wassern hinweggespült.

Im Osten Südafrikas gewinnen wir ein ganz andres Bild, denn hier finden wir zahlreiche Flüsse, die in dem das Land durchziehenden Drakensgebirge oder dessen Ausläufern entspringen, unabhängig von einander fließend und große, dicht bevölkerte, fruchtbare Strecken durchziehend, in den Indischen Ocean münden. Gehen wir die Südost-Küste hinauf, so finden wir als ersten erwähnenswerten Fluß den Buffalo. An seiner Mündung liegt Capst Town, das als Einfuhrhafen eine große Bedeutung erlangte. Mittels Waggernmaschinen hat man eine breite Einfahrtsstraße durch die der Mündung vorgelagerten Sandbänke geschaffen, und der Verkehr nahm dadurch große Dimensionen an. Schiffe laufen jetzt ein und aus und mit kleineren Booten kann man beträchtliche Entfernungen den Fluß aufwärts zurücklegen.

Dann kommen wir auf unserer Wanderung zum Umntata und Umzimvubu oder St. Johns-Flüsse. Der erstere hat weniger Bedeutung wie der St. Johns. Zwei mächtige Felsen, die „Thore des St. Johns“, begrenzen die Einfahrt und sind ein weithin sichtbares Wahrzeichen für die Schiffe. Man hat verschiedentlich versucht, die landschaftlichen Schönheiten und die wunderbare Umgebung des Flusses mit dem halbtropischen Baumwuchs und Laubwert zu schildern, aber auch die regste Phantasie kann das Bild nicht in solche Farben kleiden, die erforderlich sind, um die ganze Schönheit der Natur an diesem Punkt wiederzugeben. Der St. Johns ist deshalb auch ein beliebter Ausflugsplatz. Kleine Dampfer vermitteln den Verkehr von dem nördlicher gelegenen Durban, und die Boote können bis 12 englische Meilen den Fluß hinauffahren. In dem Hinterland, Fensdland, bilden die vielen kleinen Gebirgsflüsse herrliche Katarakte und Wasserfälle, von denen der Tisza-Wasserfall der schönste und tiefste der Kapkolonie ist. Ueber ein fast senkrecht abfallendes Felsstück stürzen sich die Wasser 375 Fuß hinab und bieten, namentlich bei hellem Mondschein, einen feenhaften Anblick.

Auch der nunmehr in der Reihe folgende Ungeni-Fluß in Natal bildet bei dem kleinen Ort Howid einen herrlichen, 364 Fuß tiefen Wasserfall. Ein enger Felsenfessel nimmt die gewaltigen Wassermengen auf, und schon von weitem kündigt ein dichter Staubbogen das Vorhandensein des Falls an. Bei diesem Fluße wie auch bei dem in letzter Zeit viel genannten Ungela und einigen andern, höher hinauf gelegenen Flüssen ist ein Zugang von der See nur zu gewissen Zeiten mit kleinen Booten zu ermöglichen. Der Krokodilfluß oder Limpopo ist zwar einer der bedeutendsten Ströme, zum Teil aber noch unerforscht, soweit seine Verwendbarkeit für die Schifffahrt in Frage kommt. Er bildet die Nordgrenze von Transvaal und fließt, nachdem er beträchtliche, fiebererzeugende, kumpfige Tiefländer durchzogen, oberhalb der Delagoabai ins Meer. Bis etwa 25 Meilen hinauf ist dieser Strom schiffbar, soweit bis jetzt festgestellt ist. Wir gelangen nun zum Zambesi, dem Könige der Flüsse des Südens. Unterhalb der berühmten Victoriasfälle breiten sich die Wasser des Flusses bald wieder wie oberhalb der Stürze zu bedeutender Weite aus, die sich auf ca. 1200 Meter erstreckt. Dann teilt sich der Strom in mehrere Arme, von denen allein der Kuama der größte und zu jeder Zeit des Jahres schiffbar ist. Unzählige größere und kleinere, dicht von Wasservögeln bevölkerte und mit üppiger Vegetation bestandene Inseln liegen im Strome zerstreut. Es fließen ihm, von Norden und Süden kommend, eine ganze Anzahl Flüsse zu, die beträchtliche Wassermengen mit sich führen und teilweise von den Eingeborenen in selbstgefertigten Booten aus Baumstämmen befahren werden. Von dem Ausflusse bilden diese Arme ein Delta von etwa achtzig englischen Meilen Breite. Die Rhodesia-Goldländer dem Verfasser berichteten, ist der Strom bis weit oberhalb Lete schiffbar. Heute schließt der Fluß das zentrale Afrika von dem südlichen Teile ab; doch sieht man im Begriffe, Forschungen dahingehend anzustellen, bis zu welcher Entfernung von der Küste der Stromlauf für Handelszwecke nutzbar gemacht werden kann. Bis jetzt hat das in den Tiefländern grassierende Fieber dem Europäer den längeren Aufenthalt dort unmöglich gemacht. Durch ausgedehnte Anpflanzungen, die infolge des schnellen Wachstums der Pflanzen in diesen tropischen Strichen verhältnismäßig leicht bewerkstelligt werden können, gedenkt man auch diesem Uebelstande abzuhelfen. —

S. Hinge.

Kleines Feuilleton.

— **Notiz.** Nach Ablauf des Romans „Unter dem Schutze des Gesehes“ beginnen wir mit dem Abdruck von Leo Tolstoj's neuem Roman „Auferstehung“ in der ersten vollständigen, im Auftrage des Verfassers hergestellten Uebersetzung von Wadim Tronin und Ilje Frapan. —

k. **Censurkunststücke.** Ein gerade jetzt wieder sehr aktuelles Thema behandelt Houben im letzten Heft der Zeitschrift „Bühne und Welt“. Es ist mir natürlich, daß er dabei immer wieder auf die „klassische“ Stätte der Censur, das Wiener Theater im 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, zurückgeführt wird, über die auch das meiste Material vorliegt. Die wichtigsten Gesetze für den Dichter waren die zehn Gebote. Vor allem verlangte das vierte Gebot die peinlichste Berücksichtigung von dem Dichter; jede Auf-

nehmung des Sohnes gegen den Vater war verpönt, und das Stiefkind, welches die „zarten Nerven“ der Eltern oder Kinder antasten konnte, wurde „gereinigt“. Schillers „Mäurer“ wurden im Burgtheater überhaupt erst 1850 durch Laube eingelassen, gingen sie an einem andern Theater in Wien in Scene, so wurde aus Vater Moor ein gebrechlicher — Onkel, und auch in „Kabale und Liebe“ wurde Ferdinand der „Neffe“ seines Vaters. Von erschütternder Wirkung muß dabei Ferdinands verstoßte Drohung gewesen sein: „Es giebt eine Gegend in meinem Herzen, worin das Wort Onkel noch nie gehört worden.“ König Lear mußte auf dem Wiener Theater mit dem Leben davon kommen, damit der mißhandelte Vater über seine entarteten Kinder triumphiere, in „Don Carlos“ durfte von der Liebe des spanischen Prinzen zu seiner Stiefmutter nicht die Rede sein. Das sechste Gebot gab erklärenderweise besonders oft Anlaß zu Konflikten mit der Censur. Es gab in Wien eine Zeit, wo Worte wie „Lustschloß“ oder gar „Stridnadel“ Anstoß erregten, und in der Denkschrift des Censors Hägelin von 1795 heißt es: „Die Censur hat darauf zu sehen, daß nie zwey verliebte Personen mit einander allein vom Theater abtreten. . . . In dem Stücke: „Das Landmädchen“ wurde den beiden Verliebten, welche sich am Ende des Stücks in ein Haus mit einander begeben, um ihre Ehe rath richtig zu stellen, ein Prokurator beigegeben.“ Hager, der um 1810 Vorstand der Censur war, suchte allen „Zweideutigkeiten“ ein Mantelchen umzuhängen. So änderte er z. B. „Sie besitzt einen weissen äppigen Busen“ um in „Sie ist vorne sehr schön gebaut“. Sogar im Conseruierbuch litt er nie die Worte: „Er küßte sie“, sondern schrieb immer dafür hin: „Er giebt ihr einen Kuß.“ Alle Illegitimitäten waren unter diesen Umständen unbedingt verpönt. Maitresses und Geliebte brachte der Censur regelmäßig unter die Haube, natürliche Kinder wurden legitim, gar zu intime Scenen wurden kurzweg gestrichen. Auch die Klaffler wurden dabei oft arg zugerichtet. Schon der Titel „Jungfrau von Orleans“ schien anrüchlich, daraus wurde „Johanna d'Arc“. Die Geliebte König Karls fungierte als seine rechtmäßige „Gemahlin Maria“, der Bastard von Orleans als „Prinz Louis, Vetter von Orleans“, und die unnatürliche Mutter Jabeau wurde in eine Schwester des Königs verwandelt, um das herbe Motiv etwas zu mildern. Ebenso mußten sich „Kabale und Liebe“ und „Fiesco“ aus „Anstandsriicksichten“ entprechende Aenderungen gefallen lassen. Gegen alles, was religiöse Stoffe berührte, ging die Censur rücksichtslos vor. Hebbels „Genoveva“ wurde in „Magellona“ umgetauft und jedes Wort, das an die Heilige erinnerte, gestrichen. Der Name „Gott“ durfte auf der Bühne nur vor der landesgemäßen Gesellschaft des Hoftheaters ausgesprochen werden; in Vorstadt Bühnen setzte man immer für „Gott“ „Himmel“. So wurde ein Vers „Freie nicht mit Heiligem Spott, Und bedenk! es lebt ein Gott!“ umgewandelt in „. . . Und bedenk! es lebt ein Himmel!“ — mochte der Klein sehen, wie er zu seinem Rechte kam. Unter dem alten Hager lautete der Schlußsatz der „Jungfrau von Orleans“ nicht: „Gott und die Jungfrau“, sondern: „Der Himmel und das Recht!“ Streng ablehnend verhielt sich die Censur namentlich auch gegen jede politische Tendenz. Als selbstverständlich galt es, daß Könige und Fürsten in den Dichtungen an Schlüsse immer recht behielten. Die Worte Pösis „Ich kann nicht Fürstendiner sein“ waren verfehmt. Unter besonderem Schutze standen vor allem auch die Hofsleute. Der „Hofmarschall v. Kalb“ wurde zum „Obergarderobenmeister“, Ferdinand stürzte also auf die Bühne mit dem Auf: „War kein Ober-Garderobenmeister da?“ Ebenso unantastbar waren die Militärs; die österreichische Uniform durfte nicht auf der Bühne erscheinen, leichtsinnige und verbrecherische Offiziere wurden einfach Civilisten. Auf die vornehmen und die obrigkeitlichen Stände mußten die zartesten Rücksichten genommen werden, die Wörter Adel, Kavallerie sollten nicht so oft „im Munde handelnder Personen herumgeschleppt“ werden. Mesalliancen waren gar nicht denkbar. Freytags „Graf Waldemar“ behandelte ein solches Thema; Laube hätte es gar zu gern aufgeführt, der Wiener Censur aber sagte hartnäckig Nein! „Ein Graf soll eine Gärtnerochter heiraten? In der Wirklichkeit mag's leider vorkommen, auf dem Burgtheater nie!“ —

Kunst.

— hl. Der Name Fernand Schnopffs, des belgischen Künstlers, war für mich verknüpft mit der Erinnerung an ein beinahe lebensgroßes Pastell, das vor einigen Jahren in Dresden zu sehen war. „Einfamkeit“ war es betitelt; dargestellt war ein zartes junges Weib, mit einem Schwerte in der Hand. Fast dilettantisch in den künstlerischen Mitteln, in der Zeichnung des Körpers wie in der Malerei in Grau, hatte das Bild doch in der Charakteristik des Gesichts eine Gewalt des Ausdrucks, die erschütternd wirkte. Dieser Blick aus halb verschleierten Augen war von unendlicher Wehmut, und um die samalen Lippen lag ein so herber Schmerz, daß das Bild dieses Stoffs mich lange verfolgte. . . . Seitdem ist Schnopff in gewissen, wenn auch kleinen Kreisen beinahe „Mode“ geworden. Die Reproduktionen, denen man hier und da in Zeitschriften begegnete, hätten einen freilich ihre machen können, wenn man nicht angenommen hätte, daß gerade bei der Nachbildung die erwartete Feinheit geschwunden wäre. Die Ausstellung, die jetzt bei Keller und Reiner von Zeichnungen und Delgemälden Schnopffs veranstaltet ist, bringt jedoch eine völlige Enttäuschung. Es sind eine ganze Anzahl solcher Zeichnungen da wie die in Dresden, meist nur als Köpfe und in den verschiedensten Ausstaffierungen, als Medusen, Sibyllen etc., aber ihr Ausdruck ist hart und gleichförmig, und bei

der Fülle der Variationen merkt man nur zu bald, daß der Künstler händig mit denselben Mitteln zu wirken sucht. In dem streng gezeichneten Gesicht wird fast immer die Stirn dicht über den Augenbrauen vom Rahmen überschritten, in den Augen ist das obere Lid tief über den Augapfel herabgesenkt, während das untere fast in gerader Linie geht, der Mund ist gerade und schmal, oft nur noch eine Linie; von einer Modellierung des Kopfes innerhalb dieser Umrisse ist nicht die Rede. Ein gewisser Eindrud wird durch diese Mittel wohl erzielt, aber er ist stereotyp. Auch Delgemälde, besonders Landschaftstudien, sind ausgestellt, jedoch auch diese erscheinen gar zu gleichförmig in ihrer ewigen ruhigen Stimmung und schwächlich in der künstlerischen Durchführung.

Geographisches.

— Ueber seine zweite Pamir-Expedition sprach in der Märztagung der „Gesellschaft für Erdkunde“ der Oberleutnant Oluffen aus Kopenhagen. In dem Vortrage führte er nach einem Bericht der „Nat. Tij.“ folgendes aus: Die Reise ging durch Transkaspien mit der Bahn bis Andisjan, von dort nach Osh. Dort mußte ein Angriff der Kirgisen abgewehrt werden. Nachdem man den Proviant, die wissenschaftlichen Instrumente und ein zerlegbares Boot auf Pferde geladen und sich mit Magazingewehren bewaffnet hatte, schlug man, begleitet von einheimischen Führern und Dolmetschern zunächst den Weg nach Süden, in die Ala-Gebirge, nördlich vom Pamir, ein. Auf schmalen Fußpfaden wurden diese 7000—8000 Fuß hohen Alaipässe überwunden, oft mußten die schweren Lasten hart an Abgründen vorbeigeführt werden, so daß bisweilen nur ein geringer Weg am Tage zurückgelegt wurde. Man begegnete oft den chinesischen Handelskarawanen, die Tausende von Kamelen und Pferden führen, wie den höchst malerisch gekleideten nomadisierenden Kirgisen. Der See Jashil-kul war das erste Reiseziel. Man stieg auf die 14000 Fuß hohe Dghynsteppe, den Dghynlug, der frische Wasserläufe aufweist; Wachholder findet sich hier und eine Fauna, in der Murmeltiere zahlreich sind. Die Kirgisen wohnen in ihren Hütten oder Jurten, ihre Weiber zeichnen sich in der Weberei insbesondere durch die schönen Muster aus, die sie herstellen, und die kaum mit ihrem sonst so niedrigen Kulturzustand in Zusammenhang zu bringen sind. Der Weg führte nunmehr hinauf zur Alaisteppe, die menschenleer war; der im Juli mit Schnee bedeckte Pamir bot das Bild einer Polarlandschaft, allein in den schneefreien Thälern, auf 3000 Fuß Höhe gelang das Vordringen in trodenen, steinigen Ruhbetten, die von hohen Bergen begrenzt sind und aus deren Färbung man Schlüsse auf den Metallgehalt ihres Gesteins machen kann. Das große Pamirschaaf kommt in diesen Regionen vor. Es herrschte niedrige Temperatur. Der See Karatal, der nur nach Süden Abfluß hat, stellt sich in seiner ewigen Ruhe, von nackten Gebirgsmassen umzogen, in einer starren Schönheit dar. Er liegt in einer Höhe von 14400 Fuß. Von hier ging es in 22 Tagen über den Akaital-Paß nach der 12000 Fuß hoch gelegenen russischen Militärstation Pamirsh-Post. In sieben weiteren Tagen war alsdann der See Jashil-kul erreicht, 3910 Meter über dem Meere. Der See ist durch imposante Gebirge, die blau, grün, grau, gelb und rot schimmern, umgeben, von deren Höhen Gletscher herabsieigen. Der sehr frische, besonders viele Karstfen bergende Jashil-kul, dessen Umgebung eine ungemein reiche Fauna an Gänsen, Enten, Adlern, wie an Wölfen und Luchsen zeigt, wurde mit dem Kaltboot befahren. Heiße Quellen, von den Kirgisen als Heilquellen benutzt, bis zu 78 Grad Celsius finden sich hier oben; dazu kommen chinesische Ruinen am See, an Figuren auf Steinen kenntlich, sowie afghanische Gräber. Die Erscheinung, daß in Turkestan und in Buchara die Wassermenge bei dem dortigen spärlichen Regen abnimmt, ist aus dem Niedergange der Gletscher des Pamir zu erklären, durch die der Amudarya (Oxus) und der Syrdarya gespeist werden. Der Schiefer als Untergrund dieser Gletscher hält den Schnee nicht, und das erklärt ein Zurückgehen der Pamirseen. Der Jashil-kul wird von einem Quellfluß des Amudarya durchströmt. Am 22. August 1898 hatte die Expedition sich gegen einen Hebersall der Kirgisen zu verteidigen. Der Weg ward dann südwärts nach der Provinz Wakhan fortgesetzt, an deren Südrand der Hindukusch bis zu 23000 Fuß ansteigt. In den Thälern des Pamir treffen wir die Ackerbaufrüchte auf den Terrassen, wo mit guter Bewässerung Weizen, Gerste, Hirse, etwas Baumwolle und Tabak gebaut wird. In diesen Gegenden giebt es fast keinen Regen. Aus aufgefundenen Ruinen konnte bewiesen werden, daß die heute nördlich von Kabul wohnenden Sinojischen ehemals im Pamir ihre Sitze gehabt haben. Die sehr primitiven Wohnstätten der Wakhaner bestehen aus rohen Steinen, sie enthalten neben einem Feuertiegel, einen Mann für Männer, einen zweiten für Frauen, beide ohne Fenster. Der Rauch aus der in der Mitte der beiden Gemächer angebrachten Feuerstelle zieht durch eine Oeffnung im Dache ab. An den Wänden des Frauenraums sind Hürden für Gerat angebracht. Die Dächer der dicht an einander gebauten Dorfhäuser tragen bisweilen einen Turm, der zur Verteidigung dient, und aus dem Steine von zweiseitigen Bögen geschossen werden. Ein Garten fehlt an den Häusern selten; ausgeblauene Ziegelnäpfe dienen als Brücken oder Boote. Die Kleidung ist in jenen Gegenden sehr einfach. Ueber Tschalajim ging es nordwärts, längs des Pandschflusses nach Chorod in Schugnan. Hier herrschen noch sehr einfache Kulturzustände. Man richtete eine meteorologische Station ein, machte physikalische Beobachtungen und

ethnographische Studien an den hier ansässigen iranischen Volksstämmen, die gröbere Züge als die Berber zeigten. Von Mitte November ab war die Expedition dort fast eingeschneit. Die Nahrung bestand aus Schaffleisch, Reis, Konserven und afghanischen Aepfeln. Es herrscht hier noch Frauenkauf, der Islam ist nur oberflächlich. Anfang März 1899 stieg die Fortschrittskarawane von ihrer Station herab und erreichte nach 47, durch den Frost erschwerten Tagesmärschen, zurück durch Wakhan und Pamir den turkestanischen Frühling.

Aus dem Tierleben.

— Insektenfang eines Turmfalken. Der Turmfalk ist in erster Linie fliegenden Vögeln auf freiem Felde, namentlich Tauben, gefährlich, während alle Kleinvögel, die sich nahe der Erde halten, und Vögel auf dem Wasser vor ihm verhältnismäßig sicher sind. Demgegenüber ist das Gebahren dieses Räubers, das Robert Berge, an dem sogenannten Filtzeich, einem großen von sumpfigen Ufern umsäumten Gebirgsteech in der Gegend von Kirzhber im Erzgebirge beobachtete, ganz ungewöhnlich. Dieser Forscher kam, wie die „Tägliche Rundschau“ berichtet, an einem regnerischen Tage auf einer ornithologischen Streiferei auch an jenen Teich. Der Turmfalk hielt von dem dünnen Bispfelzaden einer Eiche aus zunächst Umschau, strich dann im Bogen nach dem Teich hinüber, seine Fluglinie zuweilen durch Mänteln unterbrechend. Weber der Studenten noch der Kleinvögel bemächtigte sich die geringste Unruhe; auch der Turmfalk nahm keine Notiz von ihnen, sondern begann über dem Wasserpiegel eine Thätigkeit, die keinen Zweifel ließ, daß er Insekten fing. Er rüttelte so dicht über der Oberfläche, daß eine Grenze zwischen Wasser und seinem fächerartig ausgebreiteten Schwanzende nicht mehr zu unterscheiden war. Während dessen oder während er sich flatternd langsam fortbewegte, nahm er mit dem Schnabel öfters etwas auf, nicht aus dem Wasser, sondern aus der Luft. Dann flog er flüchtweise weiter, wich oft in größeren Kreisen aus, ließ ab und zu sein nicht zu lautes Ki hören, setzte das alles eine geraume Zeit in beständigem Wechsel fort und glich dabei in allgemeinen genau insektenfangenden Schwälben. Erst beim Eintreten eines neuen Regenschauers strich er ab. Hatte er vielleicht wegen des unfreundlichen Wetters seine Morgensättigung nicht gefunden, so daß er sich schließlich mit dieser Kost begnügen mußte?

Humoristisches.

- Begreiflich. A.: „Sehen Sie mal, was die Kaze für einen Krammen Buckel macht!“
B.: „Ja, die gehört auch einem Hofbeamten!“ —
- Fasten. Herr Ehle (nachdem er zwei Stunden lang von den delikatesten Fastenspeisen geschmaust): „Jetzt hab' ich aber genug — beim besten Willen kann ich nicht länger fasten.“ —
- Schön eingegangen. Gast (sein schlecht eingeschänktes Glas Bier zum Auffüllen zurückgebend): „Marie — da schau S' her!“
Kellnerin (nachdem sie, mißverständlich, fest daraus getrunken): „So — idank' schön!“ —
(„Meggend. Hum. Bl.“)

Notizen.

- Die Mitglieder des Vereins Berliner Künstler haben die von ihnen geforderte Zuryfreiheit für die Großen Berliner Kunstausstellungen nicht durchgesetzt.
- Die Polizei in Hannover, die vor kurzem dem Seine-Ensemble die Aufführung von Hartlebens „Erziehung zur Ehe“ im Stadttheater untersagte, hat nunmehr auch die Aufführung des Einakters „Die sittliche Forderung“ von demselben Autor verboten.
- Feuersicherheit der Theater. Bei dem Bau des neuen Deutschen Schauspielhauses in Hamburg sind nur 250 Kubikmeter Holz verwendet. In das Wiener Ringtheater waren noch 30000 Kubikmeter Holz eingebaut.
- Bei den Prüfungen für Staats-Eisenbahnbeamten, die vor kurzem in Sachsen eingeführt wurden, hatten 75 Proz. das vierzigste Lebensjahr erreicht; eine größere Anzahl von ihnen ist nach Ablegung der Prüfung an der Neurasthenie (Nervenschwäche) erkrankt.
- t. 223 500 Postbüreau giebt es nach einer solchen veröffentlichten Zusammenstellung des Internationalen Postbüreaus zu Bern in der ganzen Welt.
- Würste Ziegelsteine. In Anbetracht der vielseitigen Verwendung poröser Steine sind Unternehmungen von Interesse, die in Amerika über gebrannte Thonziegel mit Sägemehlzusatz ausgeführt wurden. Es stellte sich nach einer Mitteilung der „Tech. Rundsch.“ heraus, daß man den Ziegeln vor dem Brennen bis zu 70 Proz. Sägemehl zugeben konnte, ohne daß sie zerfielen, daß aber von etwa 25 Proz. eine starke Abnahme der Zug- und von etwa 30 Proz. an der Druckfestigkeit eintrat.